

**Q.E.F.**  
(quod erat faciendum)  
oder  
Nochmals: Wie betreibt man Geographie am Ende der Geschichte?

Dagmar Reichert

Am Ende der Geschichte saßen wir bei G. in der Küche und wußten nicht so recht, wie weiter. Es war später Nachmittag, wir lehnten am Tisch, die Köpfe in die Hände gestützt, alle in Gedanken. P., der Holländer, war gerade gegangen – zu meiner Freude. Seit er einmal vor Jahren zu mir gekommen, und mit Schneematschschuhen über meinen weißen Boden gewandert war, die grauen Seen, die er hinterließ, nicht einmal bemerkt hatte, konnte ich ihn nicht leiden. Dabei bin ich keine Hausfrau. – Vielleicht, dachte ich jetzt, kommt meine Abneigung auch von der Art, wie er Wissenschaft betreibt: mit dem Über-Blick eines „orbiting intellectual“, der die Welt umkreist und von oben aus die anderen darüber aufklärt, was sie tun sollen.

G. riß mich aus meinen Gedanken: „Ich weiß gar nicht, warum ihr das mit dem Ende der Geschichte<sup>1</sup> so tragisch nehmt. Habt ihr denn an das Versprechen vom Happy End wirklich geglaubt? An die Aufhebung aller Widersprüche in der großen Harmonie und daran, daß die Wissenschaft uns den Weg dahin weist...?“

„Red´ nicht so blöd!“ antwortete H. „Natürlich hab´ ich nicht daran geglaubt, überhaupt an keine Utopie. Daß die gegenwärtigen Widersprüche die Kapazität selbst des dialektischen Denkens überfordern, das habe ich schon vor Jahren gesagt. Und? Was hab´ ich gemacht seither? Weiterargumentiert habe ich, logisch konsistent, wissenschaftlich, möglichst dialektisch wenn möglich sogar.“

„Und an diesem Widerspruch leidest du ganz schrecklich...?“ G. provozierte – wie immer, wenn ihn die Diskutierlust packte.

Laß´ H. doch in Ruhe!“, sagte ich, „er ist aus Wien, da leidet man gern ein bißchen.“

Laß´ mich in Ruhe!“ unterbrach mich H. „Ich kann mich schon selber wehren!“

---

<sup>1</sup> Die französischen Denker übernahmen das geflügelte Wort vom „Ende der Geschichte“ von Kojève, der damit einen Standpunkt am Ende der Hegelschen Philosophie bezeichnete (1969: 32, 43), den Moment des „absoluten Wissens“, an dem ein Mensch die Geschichte als Geschichte der Vernunft begreift und auf sie als „wissend sich vermittelndes Werden des Geistes“ (Hegel) zurückschaut.

Das Wort wurde in der Folge jedoch auch verwendet, um gerade dieses Verständnis von Geschichte, Geschichte als Entwicklungsgeschichte der „Vernunft“, zu beerdigen. Dies geschieht, indem seine Grundlagen, z. B. die Voraussetzung der Totalität, die Idee des Fortschritts, die Teleologie und die Idee des Zusammenfallens von Ursprung und Ende hinterfragt werden (siehe dazu z.B. Sloterdijk, 1988: 262ff.). Wenn ich hier vom Ende der Geschichte spreche, so in dieser zweiten Bedeutung.

„Genau, komm du jetzt nicht auch noch mit der Harmonie!“ bekräftigte G. Immerhin sind sie sich jetzt einig, dachte ich.

„Aber selbst, wenn man an das Versprechen vom Happy End nicht glaubt“ meinte nun H., „kann man denn leben, ohne auf die fortschreitende Aufhebung von Widersprüchen zu hoffen, ohne ihr ständig nachzulaufen - gerade weil man nicht an ein Happy End glaubt, weil man nichts als Happy End nehmen kann, vielleicht sogar.“

„Oh ja! Das Begehren nährt sich aus seiner Unerfüllbarkeit... Das kennt man ja. Bis der Tod uns vereint. Amen.“ G.s Ironie war nicht zu überhören.

H. überhörte sie. Den Kopf weiter in die Hand gestützt, fuhr er fort: „Selbst wenn man weiß, daß es nicht so ist: Können wir denn leben, ohne die Idee vom Fortschritt der Vernunft, von ihrem Fortschritt hin zu einem Telos?“

„Aber warum muß es denn ein Ziel sein, ein Telos, und für alle das gleiche?“ fragte ich.

„O.K.“, antwortete H. „Aber wie wollt ihr denn Wissenschaft betreiben ohne die Annahme, daß es nur ein einziges gibt? Wie sieht denn eine Wissenschaft aus ohne Totalität, ohne die Voraussetzung eines Sinnanzens, das von einem einzigen Ursprung und Ende aus geordnet ist?<sup>2</sup> Du kannst leicht Amen sagen: Die Wissenschaft *sagt* Amen! *Quot erat demonstrandum*. Punkt. – Aber wenn es mit dieser Geschichte zu Ende ist, wie betreibt ihr denn dann Geographie?“

„Sie sagen sowieso, es sei nicht Geographie, was ich mache, wenn ich was über Grenzen schreibe oder über die De-Finition oder territoriales Denken ...-O.K., aber ich weiß schon, das ist keine Antwort.“

H. fuhr fort: „Was macht denn die Wissenschaft, wenn es zu einer Frage widersprechende Antworten gibt oder wenn divergierende Ansprüche bestehen? Sie gestattet doch nur zwei Weisen, auf das Zusammenstoßen von Verschiedenem zu reagieren: Entweder logisch, indem sich eine Seite gegen die andere durchsetzt, oder dialektisch, indem sich beide Seiten verändern und in einer neuen Harmonie vereinigen. So oder so ist damit die Verschiedenheit weg.<sup>3</sup>“

„Ja, ich weiß was du meinst, sagte G. „Sauber aufgeräumt: Die Welt als schönes Bild im Rahmen. Was fehlt, ist eine weitere Dimension, die Möglichkeit, Widersprüche bestehen zu lassen, aus ihnen keinen Entscheidungszwang abzuleiten...“

---

<sup>2</sup> „Eine der fundamentalen Voraussetzungen wissenschaftlicher Forschung ist die Annahme der Einheit der Welt. Sie besagt, daß der Gesamtheit aller dem Menschen zugänglichen Phänomene eine einheitliche Struktur zugrundeliegt und darum sämtliche Phänomene in irgendeiner Weise zusammenzuordnen sind. (...) Die Welt als System. Diese Annahme schließt (...) die Voraussetzung in sich, daß es immer eine Sicht geben muß, in der die divergierenden Teilaspekte der Wirklichkeit in einem einheitlichen Kontext erscheinen können. Wo eine solche Sicht nicht möglich ist, dort liegt – laut Voraussetzung – ein Irrtum (...) vor“ (Gosztonyi 1976, Bd. 1: 34).

<sup>3</sup> Doel (1992: 164)

„... weil dabei wird aus zwei immer eins, und divergierende Ansprüche werden aufgelöst im Einen: das hierarchische System, das patriarchale Denken, der Kolonialismus der westlichen Vernunft ..., die bekannte Geschichte. Bekannt und unhaltbar.“

„Was fehlt, ist die Möglichkeit, zwei widersprechende Alternativen als Alternativen zu verwerfen.“

„Selbst wenn sie ausschließlich sind, wenn sie kein Drittes mehr offen lassen? Wie soll das gehen?“

„Durch eine weitere Unterscheidung, eine weitere Dimension: Die der verschiedenen Standpunkte, von denen aus die Alternativen je anders als Alternativen erscheinen.“<sup>4</sup>

„OK“, H. schien nicht sonderlich beeindruckt. „Aber wie betreibt man mit einer solchen Standpunktunterscheidung Wissenschaft? Welche allgemeine Orientierung soll eine solche Wissenschaft geben können? Eure Geographie: das soll sie doch, oder? - Gut, warum soll sie das weiterhin tun müssen, aber: Gibt es zwischen all den verschiedenen Standpunkten noch ein Gemeinsames, irgend etwas Allgemeines?“

„Ja, wie muß man sich die gemeinsame Welt denken?“ Ich konnte mich des Zwischenrufes nicht enthalten. Aber H. ließ sich ohnehin nicht stören.

Er sah G. fragend an.

Wenn ich es wüßte, dann säßen wir nicht immer noch hier, meinte G. trocken. „Sollen wir gehen? Du mußt es sagen, wenn wir gehen sollen“, sagte ich.

„Ja, vielleicht sollten wir gehen!“ lachte G. „Aber miteinander! Machen wir doch noch einen Spaziergang. Ich zeige euch einen schönen Weg, den ich immer gehe und begleite euch dann zum Bahnhof.“

Wir mußten uns ein bißchen aufraffen vom Tisch, aber dann gingen wir und spazierten durch unvermutete Wiesen und Wäldchen in den Randbezirken der Stadt. G. kannte die Gegend, er führte uns über verwilderte Bauplätze und quer durch Wohnanlagen. Unterwegs sprachen wir weiter.

„Ich höre, du erzählst seit neuestem nur noch Geschichten“?! fragte mich G.

„Und über die Geographie am Ende der Geschichte sogar!“

„So, das hörst du?? - Ach, ich möchte gar nicht wissen, was man da sagt - Ja! ich habe eine Geschichte erzählt beim Geographentag in Potsdam.<sup>5</sup> Aber wieso sagst du „nur noch Geschichten“?! Eine Geschichte ist nicht „nur“ eine Geschichte!“

„Schon gut. Worüber hast du denn da geredet, in Potsdam?“

„Eigentlich habe ich nur versucht, nicht *über* ein Thema zu reden, sondern aus einer Art Umgang mit ihm; nicht von oben her ein Bild zu zeichnen, sondern den Inhalt zur Form zu machen und zu sehen,

---

<sup>4</sup> Vergl. dazu die mehrwertige Logik von Günther (1976,1979,1980), insbesondere sein Konzept des „rejection value“.

<sup>5</sup> Reichert (1996)

ob sich dabei etwas zeigt. Aber ich bin nicht sicher... Es ist nicht so einfach. - Weißt du, beim Geschichten erzählen stehst du nicht darüber, sondern darin. Du machst deine Beobachtungen als deine Tat-Sachen erkenntlich und beanspruchst nicht, Fakten anzugeben, die die Welt repräsentieren. Auch diese Tat-Sachen sind keineswegs beliebig, sie beinhalten eine relative, kontextabhängige Wahrheit. Aber das ist nur eines. Ich glaube, daß Geschichten neben dieser kontextabhängigen Wahrheit auch noch eine allgemeinere in sich tragen können, nur: die läßt sich nicht als buchstäbliche Wahrheit erfragen. In der Geschichte wird die Allgemeinheit irgendwie anders hergestellt.<sup>6</sup> Als Kinder haben wir das gewußt. Hast du als Kind jemals die Frage gestellt, ob eine Geschichte buchstäblich wahr sei?“

„Ich kann mich nicht erinnern, sagte G.

„Ich nicht. Und zwar nicht, weil Wahrheit nicht wichtig gewesen wäre, sondern weil Kinder, glaube ich, gar nicht auf die Idee kommen, eine Geschichte für buchstäblich wahr zu halten. Das ist ihnen viel zu eng. Aber beim Erwachsenwerden haben wir irgendwann gelernt, die allgemeine Wahrheit müsse eine buchstäbliche Wahrheit sein und Geschichten seien „nur Geschichten“<sup>7</sup>

Sag mal, D., bist du eigentlich postmodern?“ H. mischte sich in unser Gespräch.

„Hör doch auf“, sagte G., „ich kann das Wort schon nicht mehr hören. Es ist so leer, daß man es nur noch als Schublade verwenden kann.“

„Danke!“, sagte ich zu G., „Ich habe die Diskussion darüber, wann was postmodern ist, und ob das nicht vielleicht doch nur modern ist oder vielleicht nicht, auch schon satt. Nein, das mit dem Geschichten erzählen ist einfach ein Versuch, mit dem Ende der Geschichte umzugehen. Ich möchte zu einer anderen Art von Fragen kommen – nicht zu anderen Fragen, sondern dazu, daß „fragen“ etwas anderes bedeutet. Daß Fragen, z.B. die, wie man Geographie betreibt, nicht mehr etwas sind, das zu einer einzigen und verbindlichen Antwort führt, daß man *so* nicht mehr fragen kann. – Deswegen sind wir vorhin ja auch aufgestanden und gegangen, nicht? – Was ich mit den Geschichten versuche ist, die Frage zu stellen und dann – statt sie nur neuerlich beantworten zu wollen – nach der Bedeutung von „Frage“ zu fragen, und zwar, indem ich als Antwort zu erzählen beginne. – Aber, wie gesagt, das ist einfach ein Versuch...“

„Dann könntest du die Geschichte doch jetzt nochmals erzählen, das würde je gerade passen!“, meinte G.

„Ich wiederhole sie euch gern, wenn ihr wollt, aber ich warne euch, sie ist ziemlich lang. Sie besteht aus mindestens fünf Geschichten!“

„Erzähl nur, es interessiert mich auch, beruhigte mich H.

---

<sup>6</sup> Siehe dazu Benjamin (1970)

<sup>7</sup> Siehe Trinh (1989: 121).

„Na gut: Also, ich hab damals in Potsdam mit einer Geschichte aus der Genesis<sup>8</sup> begonnen:

*Es kamen einmal viele Menschen aus dem Osten. Sie sprachen eine gemeinsame Sprache und gebrauchten die gleichen Worte. Sie siedelten sich in der Ebene Schinar an, brannten Ziegel und bauten sich eine Stadt. Dann sagten sie: „Auf, errichten wir einen Turm, so hoch, daß seine Spitze bis zum Himmel reicht, und machen wir uns damit einen Namen. Dann werden wir uns nicht über die ganze Erde zerstreuen.“ Und so gingen sie an die Arbeit.*

*Da kam Gott und beobachtete ihr Treiben. „Seht nur, ein Volk sind sie, und eine Sprache haben sie“ sagte er. „Und das ist erst der Anfang. Diesen Menschen wird nichts mehr unmöglich sein, was sie sich auch vornehmen.“, sagte er, Da verwirrte er ihre Sprache, und die Menschen konnten einander nicht mehr verstehen. Sie verstreuten sich über die ganze Erde und hörten auf, am Turm zu bauen.*

Dann habe ich eine zweite Geschichte erzählt, ein Stück aus einer Geschichte von Kafka.<sup>9</sup> Das heißt, ich erinnere mich jetzt gar nicht, ob ich sie damals überhaupt erzählt habe, es war so wenig Zeit. Aber egal: Die Geschichte handelt vom Bau der Chinesischen Mauer.

*Jemand, der diese Zeit miterlebt hat, berichtet von diesem Werk, an dem Hunderttausende beteiligt waren. Er erzählt davon, wie man damals in China meinte, die Mauer werde gegen die barbarischen Nordvölker gebaut - vor deren Grausamkeit warnte man schon die kleinen Kindern, wenn sie nicht gehorchten. Der Erzähler berichtet aber auch davon, daß einige Menschen Zweifel an dieser Erklärung hatten. Damals war ein Buch in Umlauf, das den Bau der Großen Mauer mit dem Turmbau zu Babel verglich. Der Autor vertrat darin die These, daß der Babelturm nicht an den üblicherweise genannten Gründen gescheitert war. – Er war sogar an den Ort gereist und hatte dort Untersuchungen angestellt. – Der Babelturm sei daran gescheitert, daß sein Fundament nicht fest genug gebaut war. Dies fiel nun den Chinesen auf, denn beim Bau ihrer Mauer setzten sie für die Fundamente nur die geschultesten und bestbezahlten Fachleute ein. Und auch der Autor selbst machte die Verbindung. Er schrieb, die große Mauer werde zum ersten Mal in der Menschheitsgeschichte ein sicheres Fundament für einen neuen Babelturm schaffen. Also: Zuerst eine Mauer, dann der Turm.*

*Das konnten sich nun viele Leute, die damals das Buch lasen, gar nicht vorstellen. Ihre Mauer war doch kein Kreis, ja nicht einmal ein Halbkreis. Sie dachten, das könne nur metaphorisch gemeint sein. Aber wozu wurde die Mauer dann ganz konkret gebaut, und mit der Mühe von Hunderttausenden? Das Buch gab darauf keine Antwort.*

Ja, das war die zweite Geschichte. Die nächste, die ich erzählt habe, wurde von Toni Morrison bei der Verleihung des Literaturnobelpreises erzählt.<sup>10</sup>

---

<sup>8</sup> Nach Genesis 11:1-8

<sup>9</sup> Nach Kafka (1980: 51-57, Ausschnitte)

<sup>10</sup> Nach Morrison (1994: 12)

*Nach der üblichen Geschichte vom Turmbau zu Babel, so sagte sie, sei es das Durcheinander der Sprachen gewesen, das die Konstruktion vereitelte. Nach dieser Version hätte eine einzige, monolithische Sprache den Bau beschleunigt und der Himmel wäre erreicht worden. „Wessen Himmel?“ fragte Toni Morrison dann, „Welche Art von Himmel?“ Sie meinte, das Versprechen des Himmels sei voreilig und überstürzt, wenn sich niemand dafür Zeit nehme, andere Sprachen zu verstehen, andere Sichtweisen oder andere Geschichten. Wenn man es aber tue, wenn man sich die Zeit nehme, so würde man vielleicht auf einen anderen Himmel stoßen; nicht im Himmel, sondern auf der Erde; und auf einen nicht gerade anspruchslosen Himmel, aber auf einen Himmel immerhin. So erzählte sie damals.*

Und so erzählte ich.<sup>11</sup> Und dann folgte die vierte Geschichte, in der bist mir du, G., in meine Erzählung geraten. Überhaupt passiert mir das zunehmend. Mit dir ja auch, H. Ich hoffe, es macht euch nichts. Also: Diese Geschichte wird sich ereignen, wenn der Sommer vorbei ist.

*Sie wird überraschend angekommen sein, „Behandelt mich bitte nicht wie Besuch, wird sie gesagt haben, wird sich eingerichtet haben, eure Bücher geborgt haben, sie wird viel gegessen und viel getrunken haben, und ihr werdet sie gern haben. Einmal, auf deinem üblichen Spaziergang wird sie euch folgende Geschichte erzählt haben*

*„Es war einmal, in einer Zeit, als die Menschen über die ganze Welt verstreut waren. Da hatten es einige Männer satt, das Land zu bestellen, Tiere zu hüten, Lehmziegeln zu brennen und dabei von der Gunst der Natur und der Gnade ihrer Göttinnen so abhängig zu sein.<sup>12</sup> Auch Götter halfen nicht viel. Sie wollten sich auf etwas wirklich verlassen können, notfalls auf sich selbst. „Auf“, sagten sie, „bauen wir uns eine Stadt und einen Turm, so hoch, daß seine Spitze bis zum Himmel reicht, und machen wir uns damit einen Namen. Dann werden all die anderen, die da draußen verstreut sind, unseren Turm sehen und kommen, um von uns zu lernen. Und alle Menschen werden wieder die gleiche Sprache haben und die gleichen Worte gebrauchen.“ Und so gingen sie ans Werk, und sie schufen ein Fundament, das noch mächtiger war als die stärkste Mauer, und so stabil und unangreifbar, daß sie gar nicht anders konnten, als darin ein Versprechen jener Sicherheit und Autonomie zu sehen, die sie suchten. Denn stabil und unangreifbar war es tatsächlich – sie hatten aus den Irrtümern der vergangenen Generationen gelernt: Das Fundament, auf dem sie ihre Ordnung aufbauten, war rund und unsichtbar. Ihre Basis war ein unsichtbarer Kreis.*

---

<sup>11</sup> Ich könnte noch zahlreiche andere Wiedererzählungen der Turmbau von Babel Geschichte erzählen, z. B. jene von Serres (1984) oder jene von Rose (1988) oder jene aus Talmud und Zohar, auf die Rose (1988: 358) verweist oder ...

<sup>12</sup> Treusch Dieter (1989: 29 ff.) interpretiert die Krise der antiken Religion am Übergang von Theogonie zu Theologie und Metaphysik als Spannung zwischen Abhängigkeit und Unabhängigkeit vom Weiblichen (der weiblichen „Allesgeberin“). Danach bildet die Frage nach einem vom Weiblichen unabhängigen Zeugungsstoff die Ausgangsfrage der Metaphysik.

*Sie alle hatten dieses Bild vor Augen, doch es war ein Geograph, der es das erste Mal sichtbar machte. Er hieß Anaximander, und das war seine Karte.*

### **Abb. 1. Weltkarte des Hekataios von Milet.<sup>13</sup>**

*Anaximander wußte was er tat. Es war nicht die Welt, die er zeichnete, sondern eine Idee der Welt, ihre moderne Idee: die Welt als Bild, als ein Kreis, als Figur mit einem Zentrum und einer geschlossenen Grenze.*

*Und die Männer ließen sie bauen. Das war die Zeit der Polis, der Stadt um die Agora, um den runden Platz, den Kreis in dem die freien Männer standen, alle in gleicher Entfernung zum Zentrum der Macht.<sup>14</sup> So standen sie, und ihre geometrische Konstruktion hatte es ihnen ermöglicht, die alten mythischen Kosmologien zu entthronen. Die göttliche Amphore, die die Wurzeln der Erde stützend im Gleichgewicht hielt<sup>15</sup>, war nicht mehr nötig. Nun konnten sie ohne Unterstützung von außen sicherstellen, was ihnen als harmonisches Gleichgewicht erschien. Die schlauerer unter den Männern waren sich dessen bewußt:<sup>16</sup> ihre neue, die wissenschaftliche Kultur ruhte auf dem unsichtbaren Kreis.*

---

<sup>13</sup> Der ionische Naturphilosoph Anaximander zeichnete um ca. 550 v. Ch. die vermutlich erste Weltkarte des Abendlandes. Sie ist verloren gegangen, wurde aber durch die Zeichnung seines Schülers Hekataios überliefert. Siehe Schmithüsen (1970: 12/13) oder Peschel (1865: 45).

<sup>14</sup> Gedanken von F. Farinelli.

<sup>15</sup> Hesiod: (1990: 105)

<sup>16</sup> „Zuerst also bin ich belehrt worden, daß (die Erde), wenn sie als runde inmitten des Himmels steht, weder Luft brauche, um nicht zu fallen, noch irgendeinen anderen solchen Grund, sondern, um sie zu halten, sei hinreichend die durchgängige Einerleiheit des Himmels und das Gleichgewicht der Erde selbst. Denn ein im Gleichgewicht befindliches Ding in die Mitte eines anderen solchen gesetzt wird keinen Grund haben, sich irgendwohin mehr oder weniger zu neigen, und daher, auf gleiche Weise zu allem sich verhaltend, wird es ohne Neigung bleiben“ (Platon, Phaidon: Par. 58).

## **Abb.2. Der Kreis der wissenschaftlichen Kultur**

*Das war damals für diese Männer die Welt, und sie blieb es noch lange Zeit danach. Daß es einmal ein Bild der Welt gewesen war, hatten sie bald vergessen. Denn er war ein mächtiges Bild, dieser Kreis, und beinahe hätten sie ihn damit erreicht, den Namen, den sie sich hatten machen wollen.*

*Die Macht des Kreises, beruhte darauf, daß man ihn sich in den Kopf setzen konnte. So ließ er sich überall hin mitnehmen, ja man konnte sich sogar in ihn hineinsetzen und sich identifizieren mit ihm.*

*Er hatte feste, geschlossene Grenzen. Und: Er war absolut logisch. Entweder etwas war innerhalb – oder außerhalb. Eine dritte Möglichkeit gab es nicht. Hatte er den Kreis einmal gezogen, hatte er definiert, „was ist“, so konnte er sich darin sicher fühlen, und die Geographie der Kategorien<sup>17</sup> lag vor ihm. Mochte sich im Rest der Welt abspielen was wollte, mochten auch barbarische Nordvölker das Unterste nach oben kehren, hier hatte man eine sichere Basis. Und weil sie sicher war und auch all das umfaßte, was ihm wesentlich schien, sah er es nicht gern, wenn sie verrückt wurde. Um das zu verhindern, kartierte er das Unsichtbare, schrieb es fest in Texten, auf Karten oder auf der Erdoberfläche und erklärte es zu Wissen. Wissen war „territoriales Wissen“<sup>18</sup> in diesem Kreis.*

## **Abb. 3 Der Kreis der Definition**

*Wenn man sich mit dem Kreis umgab, war man jemand; und man wußte, wer man war. Die Männer lernten, ihre Individualität als Identität zu betrachten, als Differenz von der „Anderen“, und erreichten so die Festigkeit, an die sie einen eigenen Namen binden konnten. Später begnügten sich auch manche Frauen damit: „Für welche Seite spricht sie? Wohin gehört sie? (In politischer, ökonomischer Hinsicht?) Wem gilt ihre Loyalität? (In sexueller, ethnischer, beruflicher Hinsicht?)<sup>19</sup> – alles war damit geklärt.*

---

<sup>17</sup> Haraway (1991: 157)

<sup>18</sup> Trinh (1991: 12) spricht von „systems of binary opposition on which territorialized knowledge depends“.

<sup>19</sup> Trinh (1995:10)

#### **Abb. 4 Der Kreis der Identität**

*Und so unpraktisch war das nicht. Das Bild des Kreises half ihnen auch zu sehen, wer zusammengehörte: alle jene, die innerhalb des Kreises standen. Und die draußen waren die Fremden. Als festes Fundament lieferte der Kreis das Kriterium, das sie gleich machte und von den „andersartigen Fremden“ trennte. Diese Trennung sei notwendig, meinten sie, wegen der Andersartigkeit der anderen. In Wirklichkeit war es jedoch nicht die Andersartigkeit, vor der sie Angst hatten, sondern ihr Verlust. Sie hatten Angst, der unsichtbare Kreis könnte verloren gehen, der Unterschied könnte sich auflösen, das Fremde könnte im Eigenen aufgehen, und sie, die sich durch den Kreis einen Namen gemacht hatten: wer wären sie dann?<sup>20</sup>*

#### **Abb. 5 Der Kreis der Differenz**

*Das mit dem Grenzen ziehen war kein Spiel, kein fröhliches Probieren hier und da, kein Umherwirbeln im Vertrauen auf die Fähigkeit eines Neuanfangs.<sup>21</sup> Es war bitterer Ernst. Ihretwegen tötete man den eigenen Bruder, Kriege wurden darum geführt – ja nur darum. Im großen, wie im kleinen.<sup>22</sup> Und es ist auch kein Wunder, daß diese Abgrenzungen so wichtig waren. Ganz abgesehen*

---

<sup>20</sup> Girard (1988:36ff): „Vorgeworfen wird den religiösen, ethnischen oder nationalen Minoritäten nicht etwa ihre eigene Differenz, vorgeworfen wird ihnen vielmehr, sie würden sich nicht in geziemender Weise (...) oder sogar überhaupt nicht unterscheiden.“ Fremde, meint man, seien gar nicht in der Lage, die 'wahren' Differenzen zu beachten, hätten nicht die richtigen Sitten oder den richtigen Geschmack, und sind trotzdem hier. Fremdenhaß drückt nicht „Haß auf die Differenz, sondern auf ihr Fehlen aus“, d.h. Angst vor Entdifferenzierung. „Überall ist die Rede davon, die 'Differenz' werde verfolgt, aber das ist nicht notwendigerweise der Diskurs der Opfer; es ist vielmehr jener fortwährende Diskurs der Kulturen, der in der Zurückweisung des Universalen immer abstrakter und universaler wird...“ Vgl. dazu auch - die Frage der Grenzziehung im Kontext der Geschlechterbeziehungen betrachtend - Benjamin (1989)

<sup>21</sup> Vgl. Arendt (1981: 15 ff.)

<sup>22</sup> „Eres una de las otras“, „Macht uns nicht schmutzig, geh fort“. Fort, sie ging fort, aber jeder Ort, an den sie ging, stieß sie auf die andere Seite, al otro lado“ (Anzaldúa 1987:3).

*von der Sicherheit festgeschriebener Dauer barg der Kreis den Schlüssel zur Macht. Zur Herrschaft, um genau zu sein, denn wer den Kreis zeichnete, erhob sich damit über die anderen. Dies ist ein anderer Grund, der das Fundament des unsichtbaren Kreises so attraktiv machte: es trug in sich schon die Kraft, zum Turm zu wachsen. Kaum hatte man seine Grenze gezogen, wurde man emporgehoben, und da saß man nun wie ein Kartograph auf einem Hügel und konnte rundherum alles beobachten. Und nichts war einem dabei fremd.<sup>23</sup> Nicht daß es nicht fremd gewesen wäre – es war fremd -, doch weil man es selbst ausgegrenzt hatte, hatte man es sich immer schon zu eigen gemacht, hatte es immer schon einem Ort zugeordnet, den man für solche, übrigens durchaus „schützenswerte“ – wie man damals betonte – Minoritäten vorgesehen hatte. Meistens lag der Ort am Rand.*

#### **Abb. 6 Der Kreis der Herrschaft**

*Orientierung bot der unsichtbare Kreis jedoch nicht nur nach außen. Auch was sich in seinem Inneren abspielte, wurde durch ihn organisiert. Damals, im Leiden und im Staunen hatte es den Männern nach Ordnung verlangt, nach einer Ordnung, und sie hatten gemeint – nicht zufällig vielleicht -, wenn es eine Ordnung geben sollte, so dürfe es auch nur eine Quelle von Ordnung geben. Diese Quelle lag nun im Zentrum des unsichtbaren Kreises. Sie war ebenfalls unsichtbar, ein Punkt, unfassbar klein, aber unendlich viel in sich tragend. Und während er die innere Ordnung des Kreises begründete, hatte er doch keinen anderen Grund außer sich und war aus sich selbst geboren. Zu ihm strebten diese Männer, er war ihr Ziel und ihre höchste Autorität zugleich.*

#### **Abb.7 Der Kreis der Mono-Logozentrik**

---

<sup>23</sup> Vgl. dazu z. B. Meyer (1995) oder Derridas Aufsatz (In: Derrida: 1967, 121-236).

*Doch sie realisierten schnell: Diese Quelle der Ordnung hatte innerhalb der Ordnung, die ihr entsprang, keinen Platz. Wie sollte in der Ebene ihres Kreises etwas vorkommen, das klein und groß zugleich war, begründend und doch ohne Grund, Anfang genauso wie Ende? So hoben die Männer - damit nicht aus dieser paradoxen Ordnungsquelle Unordnung entstehe - das Zentrum aus der Ebene heraus, eröffneten eine neue Dimension, und setzten es in den Himmel. Was in der Ebene des Kreises übrig blieb, war seine Stellvertretung, sein Schatten – etwas Sichtbares nun immerhin.*

*So richteten diese Menschen ihr Streben nach oben, und in den Abstand der Trennung wuchs nun der Turm, der immer höher und höher wurde. Er war das Werk von Hunderttausenden, mühevoll und anstrengend, denn immer neue Bausteine mußten aufgeschichtet werden und dabei alles Darunterliegende stets beobachtet und abgestimmt. Doch die Männer ließen sich nicht aufhalten. Sie wollten dem Staub entkommen, ihren Blick immer weiter ausdehnen und den Himmel erreichen. Zwar gab es in dieser Zeit Menschen, die darüber Zweifel hatten, und es war damals sogar ein Buch in Umlauf, das sagte, der Himmel, den sie anstrebten, liege gar nicht im Himmel, sondern zu ihren Füßen, auf der Erde. Mit verschiedenen alten Texten suchte dieses Buch zu belegen, daß man nur deshalb in den Himmel bauen müsse, damit man schließlich die Erde erreiche. Doch das konnten sich die, die damals Zweifel hegten, nur noch weniger vorstellen.*

### **Abb.8 Der Kreis zwischen Himmel und Erde**

*So wuchs der Turm, und in seinem Inneren herrschte ein ständiges Treiben. Laufend stießen neue Männer hinzu, die von ihm gehört hatten und sich auch einen Namen machen wollten. Gleich zu Beginn mußten sie die Sprache lernen, die hier gesprochen wurde, und die dem Zentrum (oder seiner Stellvertretung) entsprang. Diese Sprache reflektierte die gültige Ordnung, und das System ihrer Begriffe wurde mit wachsendem Turm zunehmend weiter entwickelt. Denn es war für den Bau unumgänglich, daß die Beziehungen aller Dinge zu einander eindeutig bestimmt waren. Situationen wie die, daß von verschiedenen Seiten zwei Quader herbeigeschleppt wurden um nur eine Lücke zu füllen, mußten eindeutig geregelt werden. Im geschlossenen Kreis des Turms waren die Lücken nicht beliebig erweiterbar. Entweder mußte man einen Quader fallen lassen, oder man mußte beide ordentlich behauen, um sie zu verbinden. Hierin unterschieden sich zwei Baustile. Dies lehrte man die Neuankömmlinge, und man machte ihnen klar, daß es der unsichtbare Kreis war, auf dem die ganze Konstruktion ruhte. In seiner Statik, in seinem Bild waren die Menschen verbunden.*

## **Abb.9 Der Kreis der Totalität**

*Ja, so wuchs der Turm und erhob sich aus dem unsichtbaren Kreis, allmählich zuerst, und dann immer schneller, immer höher schoß er zum Himmel, und bald legte sich sein Schatten über die ganze Welt.*

*Ja, das wird sie erzählt haben. Diese Geschichte.*

Eine Weile marschierten wir ruhig neben einander her.

Dann ergriff G. das Wort: „Und was werde ich dann sagen, wenn sie mir diese Geschichte erzählt hat?“

„Du meinst, davon erzähle ich auch noch eine Geschichte?“

„Weiß man ja nie...“

„Ich glaube, G. wird fragen, ob man die Welt heute noch durch ein Bild beschreiben kann, lachte H.

Nein, das würde nur traditionelle Geographen kümmern, oder Kartographen. Er fragt das sicher nicht, meinte ich.

„Aber es wäre aber doch eine gute Frage!“ meinte G., und schien ganz glücklich damit. „Und überhaupt: Traditionelle Geographen würden das sicher nicht fragen! Für sie wäre es fraglos so. Aber ich glaube, ich würde das fragen! – Ich meine, auf der einen Seite ist es klar: Die heutige Welt wird, anders als die Welt in deiner Geschichte, nicht durch ein Bild zusammengehalten. Nicht mehr. Das Bild ist zerbrochen. Du hättest deine Geschichte gar nicht erzählen können, zu nahe und zu selbstverständlich wäre sie, wäre das Bild noch intakt.“

Das glaubte ich auch: „Ja, und deshalb kann man die heutige Welt nicht mehr angemessen durch ein Bild beschreiben.“

„Eben. Und das hat alle möglichen Konsequenzen für die Geographie, und wie betreibt man die dann, und so weiter. Wie gesagt. Aber nun dein Versuch: Die Frage, die ich meine, ist nämlich eine andere: Hast du diese Welt in deiner Geschichte nicht durch ein Bild beschrieben.“ G. stellte schwierige Fragen.

„In der letzten Geschichte: Da verwenden die Männer das Bild vom Kreis. Und du meinst, daß auch ich ein Bild von ihnen gezeichnet habe, eines, in dem sie in einem Kreis erscheinen?“

„Das ist meine Frage. Du wolltest nicht über etwas reden, hast du es damit nicht doch getan?“

„Ich weiß nicht: Etwas war spannend bei der Arbeit. Solang' ich den Kreis und den Turm beschrieb, ging es gut. Ich wollte dann aber noch den Zusammenbruch beschreiben, und da paßte meine Erzählweise plötzlich nicht mehr. Ich habe verschiedene Enden probiert: wo die Leute immer starrer und lebloser wurden in ihrem Turm oder wo sie trotz der gemeinsamen Sprache plötzlich keine Lust mehr hatten, miteinander zu reden oder ... Das hat alles nicht gepaßt. Ich hatte das Gefühl, ich müsse mit dem Erzählen früher aufhören, vor dem Ende. Deswegen habe ich es jetzt so erzählt, offen. Und als eine Geschichte von mehreren.“

„Stimmt, und du hast erzählt, und es waren mehrere Geschichten über Babel, nicht eine. Sie hängen zusammen, verweisen auf einander, geben aber kein Gesamtbild. - Denn unsere Frage ist ja immer noch, wie wir ohne Bild beschreiben können, was uns verbindet.“

Genau, sagte ich, „wie wir ein Gemeinsames beschreiben können ohne ein Allgemeines, das alles auf den gleichen Nenner reduziert.“

„Wie meinst du das?“

„Kierkegaard hat das geschrieben: „Gleich wie (die Griechen) gelehrt haben, daß alles Erkennen ein sich erinnern sei, ebenso wird die neuere Philosophie lehren, daß das ganze Leben eine Wiederholung ist,<sup>24</sup> Ich verbinde das Erinnern mit dem Bild und wo es Wiederholung gibt, da verläßt es das Bild und wird Bewegung. Kierkegaard schreibt ja auch, Wiederholen sei ausgeübtes „vorlings erinnern“,<sup>25</sup> d.h. man muß nicht über die Welt nachdenken, sondern in ihr was tun. Dabei ereignen sich kleine Verschiebungen, denn in der Wiederholung kommt nie alles gleich heraus - gerade *weil* es gleich sein sollte. Und auf diese Unterschiede kommt es an. - Ja, vielleicht bedeutet Erkennen und Wissen am Ende der Geschichte nicht mehr erinnern, sondern wiederholen? Weil in deinem Geschichten erzählen steckt das ja auch, diese Bewegung.“

„Ja, zumindest der Standortwechsel. Und auch jede einzelne Geschichte ist eigentlich eine Wiederholung einer Wiederholung einer Wiederholung...“ Du sagtest vorhin was von anderen Fragen. Was würde Bewegung für das Fragen bedeuten? Es hieße nicht, nicht nach einem Bild fragen, nicht von oben herunter fragen... Aber wie dann?

„Ich frage mich, warum ich dich hier so schwierige Fragen stellen lasse...“

„Ja, D., das frage ich mich auch. Vielleicht mußt du es einfach probieren.“

„Ja, vielleicht schreibe ich das, weil ich es einfach probieren muß. Und wiederholt...“

Ich wandte mich an H.: „Warum bist du so ruhig?“ fragte ich.

---

<sup>24</sup> Kierkegaard (1980: 3). Siehe dazu auch Heidegger (1993:385) oder Meyer (1993)

<sup>25</sup> Kierkegaard (1980:3)

„Ich denke nach. Ich arbeite gerade an etwas, das hat vielleicht damit zutun. Es geht um Euklid, den Gelehrten des dritten Jahrhunderts vor Christus, einen der bedeutendsten Mathematiker der Geschichte.“

„Ja, der euklidische Raum und so... Aber über ihn weiß ich nichts“, sagte ich.

„Mir scheint, daß er noch andere Möglichkeiten kennt. Allgemeinheit herzustellen, als durch ein Bild.“

„In der Mathematik und Geometrie? Gerade dort beruht doch alles auf Bildern?!“

„Ja, deshalb ist es auch so spannend. Ausgelöst hat das ein Buch von David Lachtermann,<sup>26</sup> das ich gelesen habe, eher zufällig eigentlich.“

„Ich kenne es“, meinte G., „ich habe es sogar zweimal gekauft! Ich wollte es lesen und habe vergessen, daß ich es schon habe. Langsam verliere ich den Überblick in meiner Bibliothek... Ist es sein Konstruktionsbegriff, der dich angeregt hat? Ist es nicht interessant, ihn mit dem der neueren Konstruktivisten zu vergleichen?“

„Ja, aber besonders das, was er über die Propositionen und das Q.E.F. schreibt.“

„Halt, Moment!“, sagte ich. „Es interessiert mich auch. Könntest du es vielleicht so erklären, daß ich es auch verstehe, wenn ich es noch nicht weiß?!“

„Nicht so gut.“

„Kannst ja mal üben...“

„O.K.. Also: Hundert Jahre nach den Pythagoräern und ca. 50 Jahre nach Platon verfaßte Euklid ein Lehrbuch, die „Elemente“. Es hat einen methodisch genau durchkonstruierten Aufbau und führt mit Hilfe der Geometrie in die Arithmetik ein. Durch diese Methodik, wie auch durch einzelne seiner Grundsätze - vom Parallelenpostulat hast du sicher gehört -, hatten Euklids „Elemente“ in der Mathematik das ganze Mittelalter hindurch bis heute<sup>27</sup> ungeheuren Einfluß. Was du wohl kennst, ist der Schlußsatz seiner Propositionen, „Q.E.D.“, „quod erat demonstrandum“.<sup>28</sup> „

„Kenn ich.“

„Gut. Das“Q.E.D.Q.E.F.“ ist aber nicht der einzige Satz, den Euklid unter seine Propositionen geschrieben hat. Bei ihm findet sich auch der Schlußsatz „Q.E.F.“ „quod erat faciendum“<sup>29</sup>. Und der interessiert mich.“

---

<sup>26</sup> Lachtermann (1989)

<sup>27</sup> Bis heute, d.h. zu, Beispiel bis zur heutigen Diskussion um die Relativierung seiner Annahmen in einer nicht-euklidischen Geometrie.

<sup>28</sup> Orig. griechisch „hoper edei deixal“, was zu zeigen war.

<sup>29</sup> Orig. griechisch „hoper edei poiesai“, was zu tun (herzustellen) war.

„In vielen Übersetzungen der“Elemente, wird dieser Unterschied gar nicht gemacht, da steht immer Q.E.D. sagte G.

„Ja, und ich bin auch nicht sicher, ob Euklid ihn ganz konsequent gemacht hat. Es scheint jedenfalls so, daß Q.E.D am Ende von Lehrsätzen, also von Theoremen, steht, während Q.E.F. die Aufgaben bzw. Probleme besiegelt. Lehrsätze haben üblicherweise die Form einer Feststellung, die nachher bewiesen wird. Zum Beispiel heißt es, „Ein Kreis kann einen Kreis nicht in mehr als zwei Punkten schneiden.“<sup>30</sup> Aufgaben hingegen haben die Form einer Aufforderung, was zu tun ist.“

„Zum Beispiel?“

„Zum Beispiel sagen sie:“Von einem gegebenen Punkt aus ist an einen gegebenen Kreis eine Tangente zu ziehen.“<sup>31</sup> Und sie erklären dann die nötigen Arbeitsschritte. Lehrsätze und Aufgaben bilden die beiden Wiesen, mit denen Euklid mathematisches Wissen lehrt.“

„Und die Frage ist, warum er beides verwendet hat, erläuterte G. Es ist ja nicht so, daß die Aufgaben Übungsaufgaben wären. Euklid führt das Wissen manchmal durch Theoreme ein und manchmal durch Aufgaben.“

Ich glaubte zu ahnen, worauf H. hinaus wollte: „Ah, und wenn du fragst, weshalb er beides tat, so interessiert dich, ob es mit zwei verschiedenen Weisen zutun hat, Allgemeinheit herzustellen, bestimmte Inhalte zum allgemeinen Wissen einer Gruppe zu machen? Einmal durch Zeigen, durch ein Bild, und einmal dadurch, daß man jemandem etwas nachvollziehen läßt, also durch eine Bewegung?“

„Ja genau! Aber es ist nicht so einfach. Lachterman diskutiert die Q.E.D. versus Q.E.F. Unterscheidung im Zusammenhang mit der Frage, in welchem Licht die eine oder die andere Form den Status mathematischer Dinge oder Wahrheiten erscheinen lasse.“<sup>32</sup> Obwohl es im Verständnis der Antike klar war, daß mathematische Dinge, absolut betrachtet, immer und ewig gleichbleibend existierten, daß sie oder ihre Wahrheiten also keine Konstruierten, Hergestellten waren...“

„Genau“, sagte G., jetzt kommt das mit dem Unterschied zum modernen Konstruktionsbegriff, auf den es Lachtermann ankommt. - Aber entschuldige, ich habe dich unterbrochen.“

„Macht nichts. Ja, also obwohl es im Verständnis der Antike klar war, daß mathematischer Dinge oder Wahrheiten keine Konstruierten, Hergestellten waren - im Unterschied zum Konstruktionsverständnis der Moderne -, konnten sie aus der Sicht von Lernenden doch auf zweierlei Weisen verstanden werden: Als Dinge und Wahrheiten, die man nur zu sehen hatte, oder als Dinge und Wahrheiten, die man erst Schritt für Schritt herauszuschälen, d. h. sichtbar zu machen hatte. Die Darstellung als Theorem würde ersteres nahelegen, jene als Aufgabe das zweite.“

---

<sup>30</sup> Euklid (1908:53)

<sup>31</sup> Euklid (1980:59)

<sup>32</sup> Lachtermann (1989: 61 ff.)

„Aber“, meinte G., „hier ist die allgemeine Wahrheit doch immer noch ein Bild - die klassische Idee -, lediglich das, was das Allgemeine der Gruppe ausmacht, das Wissen, das ihren Mitgliedern gemeinsam ist, wird nicht nur durch den Verweis auf das Bild, sondern auch durch einen Nachvollzugs-, oder Wiederholungsprozeß erzielt. Ich bin nicht sicher, ob es das ist, was du suchst.“

„Ja, da bin ich auch am Überlegen“, sagte H. „Aber es gibt bei Euklid noch einen zweiten Hinweis, ich glaube, dort ist es klarer. Er hat mit der Kapitelgliederung des Buches und der Überschrift „Postulate“ zu tun.

„Du meinst das Buch“Die Elemente“?“ H. war so in seinem Thema, ich mußte ihn bremsen.

„Ja. Es beginnt mit einem Abschnitt mit grundlegenden Definitionen. Darauf folgen im nächsten Abschnitt die sogenannten“Postulate“, und dann, im Hauptteil des Werks, die Aufgaben und Lehrsätze. Es wurde immer wieder diskutiert, wie, d. h. als was, man die Postulate verstehen sollte und worin sie sich von den vorausgehenden Definitionen unterscheiden, um ein eigenes Kapitel zu verdienen.“<sup>33</sup>

„Was sind denn Postulate genau?“

„Als Postulate wurden hier fünf Sätze bezeichnet, von denen z.B. der erste heißt: Gefordert soll sein: Daß man von jedem Punkt nach jedem Punkt die Strecke ziehen kann.“<sup>34</sup> Auffallend ist, daß sie - mit Ausnahme des fünften - eine Ausführbarkeit ansprechen. Lachtermann weist darauf hin. Er meint, daß es dieses Merkmal sei, durch das sie sich von den „Definitionen“ unterscheiden. Die Definitionen stellen fest, was „ist“.

„Zum Beispiel?“ fragte ich.

Eine berühmte, zum Beispiel, heißt: „Eine Linie ist eine breitenlose Länge,“ erklärte G. anstelle von H.

„Genau. Lachtermann meint nun, bei einem Lehrbuch – und die Elemente sind ja ein Lehrbuch – also bei einem Lehrbuch gehe es wesentlich darum, die Lernsituation erst einmal vorzubereiten. Es gehe darum, die Voraussetzungen für die weitere Kommunikation zwischen Lehrern und Schülern sicherzustellen.“<sup>35</sup> Er erinnert daran, daß Wissenschaft in der Antike nicht als „einsamer Monolog eines zweifelnden Ich betrachtet wurde, sondern das man meinte, Wissen käme im Dialog, im (er-)klärenden Wechselgespräch zwischen verschiedenen Menschen zustande. Für Verständigung in einem solchen Wechselgespräch ist es notwendig, daß es den Beteiligten um ähnliches geht.“

---

<sup>33</sup> Die bislang verbreiteten Interpretation betrachtete die Postulate im Zusammenhang mit der Frage nach der realen „Existenz“ bzw. der Seinsweise mathematischer Dinge (Zahlen, geometrische Figuren...). Danach würde bei Euklid die „Existenz“ mathematischer Dinge durch die Möglichkeit gewährleistet, sie zu zeichnen. Lachtermann (z. B. 1989: 110 ff.) kritisiert diese Interpretation, in dem er darauf verweist, daß Euklid (in platonischer Tradition stehend) ein grundsätzlich anderes Verständnis von „Existenz“ hatte, als die modernen Interpreten (implizieren). Dadurch wäre ihm, argumentiert Lachtermann, die Notwendigkeit von Existenzbeweisen grundsätzlich ferngelegen.

<sup>34</sup> Euklid (1980:2)

<sup>35</sup> Lachtermann (1989: 116)

„Aha“, sagte G., auf diese Weise, meinst du, kommt er wieder auf die Frage der Allgemeinheit, und ob sie durch ein Bild darstellbar ist.“

„Ja. Bestimmte Dinge und Merkmale sind für die Beteiligten relevant, andere gleichgültig, und darüber müssen sie sich a-priori einig sein. Hier braucht es eine Allgemeinheit, und die Frage ist, ob sie durch ein Bild beschreibbar ist. Aber eben: beschreibbar oder herstellbar. Da bin ich mir noch nicht klar.“

„Könnte man sagen“, fragte ich, „daß das Allgemeine, das Lachtermann anspricht, das ist, was Wittgenstein als „Sprachspiel“ bezeichnet hat,<sup>36</sup> also die Form einer Praxis, auf der bestimmte Bedeutungen beruhen, und die denen, die mit ihr vertraut sind, Verständigung ermöglicht.“<sup>37</sup> Das war mir bekannter.

Ja, ich glaube er meint etwas Ähnliches. Und er meint, daß Euklid sich dessen bewußt war und das er deshalb den Sätzen, die diese Voraussetzungen der Kommunikation über Gegenstände herstellen sollten, unter dem Titel „Postulate“ ein eigenes Kapitel widmete. Es beinhaltet, was man tun kann, nicht was ist: Als Autor eines Lehrbuchs versuchte Euklid die Praxis mathematischen Theoretisierens darzustellen, d.h. den praktischen Lebenszusammenhang „Mathematik“, aus dem hervorgeht, was für Mathematiker relevant ist. - Irrelevant ist z. B. die Farbe, in der man Dreiecke zeichnet oder wenn man von Parallelität spricht, der Abstand der Parallelen.<sup>38</sup> Anders gesagt, Euklid versucht den praktischen Lebenszusammenhang zu zeigen, aus dem hervorgeht, wann „neue Situationen genügend gleichartig sind, damit das Gelernte auch ihnen gelten kann. Diesen praktischen Zusammenhang zeigt er, indem er sagt, was man darin tun können muß. Die Definition dessen, was in diesem - wenn du willst „Sprachspiel“ relevant ist, würde nur auf Worten beruhen, die selbst wieder zu definieren wären. Der Ausweg aus dem Regreß besteht darin, den Lebenszusammenhang zu zeigen, auf dem sein Definitionenkapitel beruht - eben in den als „Ausführungen“ formulierten Postulaten.“

„Also du sagst: Zum Lehren dessen, welcher Unterschied einen Unterschied macht, ist ein Verweis auf praktische Tätigkeit nötig. Beziehungsweise: Was mathematisches Theoretisieren ausmacht, ist nicht zu definieren, sondern nur durch Verweis auf eine praktische Tätigkeit zu beschreiben. Und

---

<sup>36</sup> Wittgenstein (1984)

<sup>37</sup> Um jemandem die Bedeutung des Wortes „Wegweiser“ zu erklären genügt es nicht, darauf zu zeigen (demonstrare), und dabei das Wort „Wegweiser“ auszusprechen. Was der Wegweiser als „Wegweiser“ bedeutet, hängt ab vom praktischen Zusammenhang, in dem dieses Zeigen stattfindet. Geschieht es bei der Suche nach Brennholz und reißt man ihn danach aus, so wird das Wort „Wegweiser“ „gutes Brennholz“ bedeuten, Geschieht es bei der Suche nach einem Weg und geht man dann in die Richtung der Pfeilspitze, so bedeutet es Wegweiser.

<sup>38</sup> Wissenserwerb in der Geometrie ist dafür ein speziell relevantes Beispiel, denn man muß hier nicht nur lernen, daß die Merkmale einer Form ungeachtet ihrer verschiedenen Darstellungsarten (z. B. Zeichnung vs. Skulptur, Farbe...) und ungeachtet der Zeit und des Ortes der Darstellung gleichermaßen gültig bleiben, sondern auch, daß die reinen Formen selbst verschiedene Größen oder Ausprägungen haben können (diese immanente Vielheit der geometrischen und mathematischen Formen führte dazu, daß sie in der platonischen Ontologie eine Mittelstellung zwischen den reinen Formen und der Wirklichkeit einnahmen): Was an einem bestimmten Parallelogramm gelernt wurde, gilt auch für ein andersformatiges. Die Voraussetzungen für das Lernen ist also ein Wissen darum, welcher Unterschied in einem bestimmten Zusammenhang (z. B. dem der Geometrie) einen Unterschied macht. Für Lachterman ist die „Konstruktion eine Lektion, in der die Bedingungen der (...) Verbindung zwischen unbestimmter Vielzahl und unveränderlicher Gleichheit ausgehandelt werden. (...) Eine Konstruktion zeigt, was sie ist, in ihrer Gleichgültigkeit gegenüber ihrer eigenen intrinsischen Vielheit“ (118).

vorhin, mit dem Q.E.F.: Das Wissen, das Mathematiker verbindet - das ihnen Gemeinsame - läßt sich nicht in ein Bild fassen, sondern es liegt in ihrem auf einander bezogenen Tun. Ist es das?“

„Ich glaube ja“, meinte H., „aber ich bin noch nicht am Ende.“

„Für die Geographie gilt das vermutlich, sagte ich. Wenn wir unsere gemeinsame Welt nicht in ein Bild fassen können, wie wollen wir sie dann in einem geographischen Text beschreiben? Wie in einer Karte?

„Da wiederholt sich die Frage“, meinte G.

„Hast du eine Antwort?“

„Was bedeutet Antwort?“ lachte H.

Antwort bedeutet, was auf die Frage hin zu tun war“, antwortete G.

„Wieso“war“?“ fragte ich.

„Weil wir beim Bahnhof sind.“

„OK.“Was auf die Frage hin zu tun war, sagst du. Die Antwort paßt mir auch. Das wäre ein gutes Ende für eine Geschichte.“

**Q.E.F.**

ZITIERTE LITERATUR:

- Anzaldúa, Gloria, 1987: Del altro lado. In: Ramos, J. (Hrsg.), *Companeras*. New York (Latina Lesbians History Project)
- Arendt, Hannah, 1981: *Vita Activa*. München
- Benjamin, Jessica, 1989: Herrschaft – Knechtschaft. Die Phantasie von der erotischen Unterwerfung. In: List, E.; Studer, H. (Hrsg.): *Denkverhältnisse*. Frankfurt a. M., 511-538
- Benjamin, Walter, 1977: Der Erzähler. In: *Ges. Schriften*, Bd. 2/2, Frankfurt a. M., 439-465
- Derrida, Jaques, 1967: *Die Schrift und die Differenz*. Frankfurt a. M.
- Derrida, Jaques, 1995: *Marx' Gespenster*. Frankfurt a. M.
- Die Bibel, 1980: *Einheitsübersetzung*. Freiburg i. Br.
- Doel, Marcus, 1992: In stalling deconstruction: striking out the postmodern. *Society and Space* Vol. 10, 163-179
- Euklid, 1980: *Die Elemente*. Darmstadt
- Farinelli, Franco; Olsson, Gunnar; Reichert, Dagmar (Hrsg.), 1994: *Limits of Representation*. München
- v. Förster, Heinz, 1993: *Wissen und Gewissen*. Frankfurt a. M.
- Gasche, Rudolphe, 1986: *The Tain of the Mirror*. Cambridge/Massachusetts
- Gosztonyi, Alexandre., 1976: *Der Raum*. 2 Bände. Freiburg i. Br.
- Günther, Gotthart, 1976, 1979, 1980: *Beiträge zur Grundlegung einer operationsfähigen Dialektik*, Band I-III, Hamburg
- Gilligan, Carol, 1988: *Die andere Stimme*. München
- Haraway, Donna, 1991: *Simians, Cyborgs, and Women*. London
- Hegel, Georg Wilhelm Friedrich, 1980: *Phänomenologie des Geistes*. Hamburg
- Hegel, Georg Wilhelm Friedrich, 1979: *Jenaer kritische Schriften*. Bd. 1. Hamburg
- Hesiod, 1990: *Theogonie*, hrsg. v. K. Albert. St. Augustin
- Kafka, Franz, 1980: Beim Bau der chinesischen Mauer. In: Kafka, Franz: *Beschreibung eines Kampfes*. Frankfurt a. M., 51-62
- Kamper, Dietmar, 1988: Nach der Moderne. Umriss einer Ästhetik der Posthistorie. In: W. Welsch (Hrsg.): *Wege aus der Moderne*. Weinheim, 163-176
- Kierkegaard, Sören, 1980: *Die Wiederholung*. Gütersloh
- Kojève, Alexandre, 1969: *Lectures on the Phenomenology of Spirit*. Ithaca
- Lachterman, David, 1989: *The Ethics Of Geometry. A Genealogy Of Modernity*. London
- Meyer, Eva, 1993: *Trieb und Feder*. Basel
- Meyer, Eva, 1995: *Tischgesellschaft*. Basel
- Morrison, Toni, 1994: *The Nobel Lecture in Literature 1993*. London
- Niethammer, Lutz, 1989: *Posthistoire. Ist die Geschichte zu Ende?* Reinbek
- Olsson, Gunnar, 1991: *Lines of Power – Limits of Language*. Minnesota

- Platon, 1958: Phaidon. In: Sämtliche Werke. Bd. 3. Hamburg
- Peschel, Oscar, 1865: Geschichte der Erdkunde. München
- Reichert, Dagmar, 1992: On boundaries. Society and Space Vol. 10, No.1, 87-98
- Reichert, Dagmar, 1995: Do you mind? Does it matter? In: Hasse, Jürgen (Hrsg.): Gefühle als Erkenntnisquelle. Frankfurt a. M. (Frankfurter Beiträge zur Didaktik der Geographie 15), 159-180
- Rose, Gilian, 1988: Architecture to Philosophy – The Postmodern Complicity. Theory, Culture and Society Vol. 5, No.2-3, 357-372
- Schmithüsen, Josef, 1970: Geschichte der geographischen Wissenschaft. Mannheim
- Serres, Michel, 1984: Dream. In: Livingston, P. (Hrsg.): Disorder and Order. Stanford (Proceedings of the Stanford International Symposium), 225-239
- Sloterdijk, Peter, 1988: Nach der Geschichte. In: W. Welsch (Hrsg.): Wege aus der Moderne. Weinheim, 262-273
- Treusch-Dieter, Gerburg, 1989: Göttliche Schnitte ins eigene Fleisch. In: Kamper, D.; Wulf, Chr. (Hrsg.): Transfigurationen des Körpers. Berlin, 23-43
- Trinh, Minh-ha, 1989: Woman, Native, Other. London
- Trinh, Minh-ha, 1991: When the moon waxes red. London
- Trinh, Minh-ha, 1995: Texte, Filme, Gespräche. München
- Welsch, Wolfgang, 1988 b: Unsere postmoderne Moderne. Weinheim
- Wittgenstein, Ludwig, 1984: Werke Band 1. Frankfurt a. M.